



# Ftern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:  
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč., Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberbischöfen von Brünn, Brunn, Graz, Leitmeritz, Bins, Olmütz, Warburg, Trent, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 10

Oktober 1933

XXXVI. Jahrgang.

### Der Peditfürst.

Von P. Anton Vieg.

Zu den wenigen Negerfürsten, die in Südafrika noch eine halbwegs selbständige Herrschaft ausüben, zählt Sekukuni II., der Großhäuptling des Bapedivolkes. Sein Reich dürfte etwa den Umfang von Württemberg haben. Von unserer Missionsstation Maria-Trost aus gelangt man zu Pferd in drei Tagen nach dem Sekunikulande. Obwohl schon auch die Bapedi durch die Berührung mit den Weißen viele ihrer guten Stammes-sitten verloren haben, so sind sie doch nicht so unbeständig und wankelmütig wie die Zulu. Ihr Charakter ist zweifellos härter. Sie bekunden auch mehr Sinn für Reinlichkeit und Ordnung. Die ausgebreitete Sektenmission hat die heidnischen Gebräuche nicht ausgerottet. Auch der Fürst ist noch Heide; er soll jedoch von dem Prediger einer protestantischen Sekte getauft worden sein. Unter dem Einfluß der protestantischen Sendlinge verhielt er sich der katholischen Mission gegenüber stets sehr ablehnend. Deshalb hegten wir schon lange den Wunsch, einmal persönlich mit der schwarzen Majestät zusammenzutreffen. Ende Mai nun bot sich hiezu eine gute Gelegenheit. Sekukuni kam in die Nähe unsere Missionsstation Maria-Trost, um einen Häuptling zu besuchen, an den er eine Tochter verheiraten wollte. Auf die Nachricht hievon

lud ihn der Apostolische Präfekt zur Bestätigung von Maria-Trost ein und holte ihn im Auto beim künftigen Schwiegersohn ab. Dieses Entgegenkommen gefiel dem ehrgeizigen Herrscher nicht wenig. Zu Begleitern wählte er seinen ersten Minister, zwei andere von seinen Vertrauten und den Bruder seines Schwiegersohnes. Der Schwiegersohn selbst wollte von einem Besuche der katholischen Mission nichts wissen, denn er ist uns nicht gewogen. Vor einiger Zeit trennte er sich von der protestantischen Sekte, der er angehörte, und gründete eine eigene Religionsgemeinschaft, wie das in Südafrika häufig der Fall ist. Aus dieser seiner Kirche schloß er kürzlich seinen Bruder aus, denselben, der uns mit Sekukuni besuchte.

Sobald das Auto in den Hof der Mission einfuhr, begrüßte die versammelte Jugend den Herrscher mit dem üblichen dreifachen Rufe: „Befehl, o König!“ Der Mann, der nun dem Auto entstieg, trug ein weißes Tüchchen, schwarze Hosen, rote Gamaschen und Schuhe; dazu auf dem Kopfe einen weißen Tropenhelm mit vergoldeter Spitze. Obwohl klein von Gestalt und sehr beleibt, ist er doch eine eindrucksvolle Erscheinung. Nach der Begrüßung durch die Kinder und einem schneidigen Marsch un-

jerer Musikkapelle hielten P. Tremmel und der Oberlehrer unserer Schule kurze Reden in der Mundart des Königs, worauf dieser durch seinen Minister antworten ließ, dessen wenig vertrauenerweckendes Gesicht durch einen mächtigen Zylinderhut womöglich noch mehr verdunkelt wurde. An die Reden schlossen sich die Marsch- und Freilübungen der Knaben und Mädchen an, die dem Machthaber sehr zu gefallen schienen. Bei der folgenden Besichtigung der Missionsräume, der Schulen und Werkstätten zeigte er großes Interesse. In der Schneiderei haftete des Ministers Blick lange an einem neuen, schwarzen Gehrock, der zu seinem Zylinder weit besser gepaßt hätte als die graue, abgetragene Jacke.

Beim Tee konnte der Fürst nicht Worte genug finden, um für den Empfang zu danken und die Missionseinrichtungen zu loben. Nur wollte es ihm nicht gefallen, daß die Kinder katholisch werden sollten, zumal auch einige aus seinem Gebiet in der Mission erzogen werden. Erst als man ihm erklärte und auseinandersetzte, daß niemand zur Annahme der katholischen Religion genötigt werde, daß im Gegensatz zu den Protestanten nur solche die Taufe empfan-

gen könnten, die nach jahrelangem Unterricht freiwillig in die katholische Kirche eintreten wollten, zeigte er sich völlig befriedigt und bestgelaint. Der Minister versprach hierauf, seinen Sohn, der in Pretoria die Schule besuche, zu weiterer Ausbildung in die Mission senden zu wollen. Gegen Abend brachte Monsignore Mohn die hohen Gäste wieder in ihr Standquartier zurück.

Wir hegen die Hoffnung, daß Sekufunis Besuch in Maria-Trost manche Vorurteile gegen uns beseitigt hat. Namentlich wünschen wir, daß nun auch seine Unterhändler der Mission in Glen Cowie weniger Schwierigkeiten in den Weg legen werden. Infolge des gemeinsamen Widerstandes der Häuptlinge und der protestantischen Sendboten konnte Glen Cowie, der erste und einzige katholische Missionsversuch im Sekufunilande, bislang nur geringe Fortschritte machen. Indessen setzt P. Brandmaier seinen Katechismusunterricht in den umliegenden Dörfern eifrig fort. Im Kreuze allein liegt das Heil der Welt. In diesem Zeichen wird auch für das Bapedivolk einmal der Tag des Lichtes und der Erlösung ambrechen.

## Die Eingeborenen-Mission in Witbank.

Von P. Josef Angerer.

(Schluß.)

Die Zahl der ernststen Bekehrungen hält jedoch nicht Schritt mit der Zahl derer, die bei uns Unterricht nehmen. Der Grund dafür liegt in den fast unüberwindlichen Hindernissen, die einer regeren Bewegung zur Bekehrung entgegenstehen. Jede einzelne dieser Schwierigkeiten wäre allein imstande, das ganze Bekehrungswerk lahmzulegen, hielte Gott nicht seine schützende Hand über uns. Besonders dem mächtigen Schutze des hl. Josef haben wir es zu verdanken, daß unsere Arbeit noch weiter gedeiht, während in anderen Gegenden Südafrikas wegen Geldmangel der Schulbetrieb ganz oder teilweise eingestellt werden mußte.

Die Haupthindernisse einer lebhafteren Bekehrungsbewegung in der hiesigen Mission sind nun folgende: Gegenarbeit unzähliger Sekten, die sich schon in hiesiger Gegend

festgebissen hatten, bevor die katholische Mission auf den Plan trat; Lasterhaftigkeit der Bevölkerung, die aus den verschiedensten Menschengeschichten aller Gegenden südlich vom Erdgleicher zusammengewürfelt ist und wegen Armut dicht zusammenwohnt, Elemente schlimmster Gattung mit Leuten vom Lande, die noch mehr oder weniger unverborgen in die Lasterhöhlen geraten. Ungezählte Familienväter verlassen Weib und Kind und leben jahrelang in der Fremde, um sich und ihren Angehörigen Geld und Brot zu verschaffen. Rechtmäßige Heiraten sind hier tatsächlich eine Seltenheit. Ungezügelte Trinkgelage, in Ermangelung anderer geziemender Abspannung von der eintönigen Arbeit und der sklavenähnlichen Behandlung, sind geradezu an der Tagesordnung. Eine andere Schwierigkeit liegt in dem häufigen Wechsel der Wohnorte, da die

Afrikanische Schönheiten. — Die afrikanischen Schönheiten mit den „preisgekrönten“ Rippen wurden an Bord eines Dampfers in Französisch-Aquatorialafrika aufgenommen. Um diese Art von Schönheit zu erzielen, steckt man zunächst Holzzapfen in die Haut. Die so entstehenden Öffnungen werden schrittweise vergrößert durch Einführung von großen Metall- und Elfenbeinschmuckgegenständen. Wir verdanken das Bild einem Heilig-Geist-Missionär des Vikariates Gabon. (Fides.)



Arbeiter wie Soldaten geworben sind und, nach Vertrag der Gesellschaft, bald dahin, bald dorthin veretzt werden. Weiters ist mit der krassen religiösen Unwissenheit und der unbeschreiblichen Gleichgültigkeit der Erwachsenen in bezug auf Glaubens- und Sittenlehren zu rechnen. Beträchtlich erschwert wird die Missionsarbeit ferner durch das böse Beispiel der Weißen mit ihrer gottlosen modernen Lebensart, die man Zivilisation nennt. Dazu kommt die menschenunwürdige Behandlung der Schwarzen von seiten vieler Weißen. Die Schwarzen sind für diese nicht mehr als Arbeitstiere und billige, vernünftige Maschinen, denen kaum Zeit gelassen wird, sich mit geistigen und religiösen Dingen abzugeben und den Gottesdienst zu besuchen. Um so erfreulicher wirkt es, zu sehen, daß trotzdem auf diesem wüsten Acker auch außerlesene Früchte gedeihen, wie ich zu meinem Troste bestätigen kann. Den genannten Umständen zufolge gibt es nur wenige, die so lange im Orte bleiben, daß sie den ganzen erforderlichen Unterricht vollenden können. Die ihn aber durchmachten, sind musterhafte Katholiken, die zu erstaunlichen Opfern fähig sind und ein wahrhaft erbauliches Leben führen, mitten in einer Umwelt von Laster und Glaubensverwirrung. Augenblicklich sind 45 Erwachsene zu verzeichnen, die ihre Christenpflichten getreu erfüllen. Viele andere waren hier, sind aber weggezogen. Zwölf Kinder,

die aus unserer Schule hervorgingen, sind nach Vollendung des ganzen Lehrkurses an verschiedenen Lehranstalten auswärts untergebracht worden, wo sie sich in höheren Klassen weiterbilden. Sie haben sich vorzüglich bewährt und gehören zu den Besten unter ihren Mitschülern. Mit den Kindern zählt unsere schwarze Gemeinde etwas über 100 Personen. Mancher Leser wird vielleicht denken: Unter solchen Umständen steht der Erfolg an Befehrungen in einem sehr kläglichen Verhältnis zu den angewandten Mühen. Das ganze lohnt sich nicht; es wäre gescheiter, dieses Arbeitsfeld aufzugeben und ein anderes aufzusuchen, das sich dankbarer erweist. Wenn man nur die sichtbaren Erfolge ins Auge faßt, ist das ganz richtig. Wenn man aber weiter schaut, ist dem nicht so. Die Arbeit in dieser Industriegegend ist sicher von großem Wert.

Hunderte von Negern haben bei uns im Laufe der letzten Jahre, wenigstens für einige Zeit, Unterricht in der katholischen Lehre erhalten und beten gelernt. Wenn sie dann auch vor Beendigung der Unterweisung in andere Gegenden wandern oder im Dienste der Bergwerksgesellschaften in andere Minen verschickt werden, so suchen sie doch auf den neuen Arbeitsplätzen meistens wieder Anschluß an Katholiken und an die katholische Mission, wo eine solche besteht. Man kann nicht selten hören, es sei jetzt ganz anders im Lande als früher, wo man

fast niemals einen katholischen Priester traf. Während früher fast alle Minenarbeiter verheiratet und verstorben in ihren Heimatbezirk zurückkehrten, finden die Gutwilligen jetzt einen starken Halt an der katholischen Kirche und werden vor dem sittlichen Schiffbruch bewahrt. Würde die Mission auch sonst nichts leisten, als die Katholiken, die in den Kohlenbergwerken und anderen Minen Arbeit finden, vor dem Rückfall in Unglauben und Irrglauben zu bewahren, so hätte sie schon ihre volle Daseinsberechtigung, ganz abgesehen davon, daß gute Katholiken in der Regel auch einen nicht geringen Einfluß auf ihre Umgebung ausüben. Die Zahl der braven Katholiken wächst aber durch die erzielten Neubekehrungen ständig. Die Männer und Jungmänner aber, die vor Empfang der Taufe abwandern, tragen nicht selten die Kenntnis von der katholischen

Kirche in Gegenden, wo man bis dahin keine Ahnung von ihr hatte. So werden manche Vorurteile gegen die katholische Mission beseitigt und in manchem Herzen wird Sehnsucht nach der wahren Religion geweckt.

Zweifellos ist die Missionsarbeit im Witbanker Industriebezirk, der von 16.000 Neger bewohnt wird, einstweilen noch recht schwierig und ziffernmäßig unbedeutend. Denn was sind einige Hunderte katholischer Neger im Vergleich zu den Tausenden Andersgläubiger und Ungläubiger. Und doch ist unsere Arbeit unerläßlich für die spätere Durchdringung dieser Gegenden mit dem Lichte des wahren Glaubens. Wir hoffen, daß da, wo wir jetzt mit vielen Mühen und manchen Enttäuschungen Sämnersarbeit leisten, andere einmal eine reiche Ernte sammeln werden.

## Das afrikanische Nashorn.

Von Bruder August Cagol.

Das zu den Vielhußern gehörige Nashorn ist ein großes und plump gebautes Landtier, dessen faltige, hornartige Haut fast undurchdringlich ist. Es trägt auf dem Nasenkamm ein Stoßhorn, dem ein dahinterstehendes kleineres Horn beigelegt ist. Dieser Dickhäuter sieht und hört nicht besonders gut; er sucht deshalb Witterung vom Gegner zu bekommen. Beim Angriff senkt er das Horn frühzeitig zum Stoße. Das Fleisch des Tieres ist genießbar. Die getrocknete Haut wird zu Schilden, Spazierstöcken und Riemen verwendet. Das gemeine oder schwarze Nashorn (*Rhinoceros bicornis*) äßt mit Vorliebe die Rinde von Bäumchen und jüngeren Zweigen. Das seltenste weiße Nashorn (*Rhinoceros simus*) ist behender. Sein Maul ist groß und querspalten. Es ist ein Überbleibsel aus vorgeschichtlicher Zeit und wird als das seltenste Säugetier angesehen. In Südafrika sollen nur mehr 20 Tiere dieser Art leben. Sie sind nicht eigentlich weiß, doch können sie in gewisser Beleuchtung so erscheinen. Ihre wirkliche Farbe ist ein leichtes Braungrau. Sie lieben es, sich im Sande zu wälzen und im Schlamm zu baden. Ihre Stoßhörner sind lang und

schlangenförmig; das längste maß 67 Zentimeter. Die riesigen Tiere, die bis zu vier Meter Länge und zwei Meter Rückenhöhe aufweisen, sind ziemlich harmlos, greifen selten an und ziehen die Flucht dem Kampfe vor. Sie leben nur von Gräsern und Blättern.

Ein Elefantenjäger in Ostafrika schlennderte mit einigen Genossen seines Weges, die eingeborenen Gewehrträger etwa 20 Meter hinter ihnen. Plötzlich rief der Führer: „Aufgepaßt!“ und zu einem der Schwarzen: „Bring mir ein Gewehr!“ Am Begründ erhoben sich Staubwolken, und aus einem Mimosengebüsch lugte ein gewaltiges Stoßhorn hervor. Das Nachfolgende verschwamm in einem Durcheinander von zwei angreifenden Nashörnern und den fliehenden Flintenjägern. Glücklicherweise besann sich einer der Schwarzen noch im letzten Augenblick auf seine Pflicht und brachte seinem Herrn eine Schußwaffe, der dem nächsten Dickhäuter noch rechtzeitig eine Kugel in den Kopf jagen konnte. Als das zweite Tier den Gefährten fallen sah, suchte es das Weite im Busche. Während die Gesellschaft sich noch Glück wünschte zu dem guten Ausgang des Vorfalles, erschien ein drittes Nashorn, das zum Angriff

Panne. — Der Besuch der Christen, die über weite Gebiete zerstreut sind, wie im Vikariat Kifumu (Bild!), hat immer seine Schwierigkeiten. Die Missionäre müssen sich der Autos bedienen, aber die Straßen in der Wildnis sind schlecht und die Pneumatik ist bald am Ende ihrer Widerstandskraft. In der Regenzeit ist das Reisen noch gefährlicher, besonders im Gebirge. (Fides.)



heranströmte. Doch die Gewehre waren zur Hand. Der Jäger legte an und zog den Hahn — ein Versager. Der zweite Lauf jedoch ging los, und das Nashorn fiel zu Boden, nicht 20 Meter von dem ersten entfernt.

Beim Durchstreifen von buschigem Gelände in Angola hörte ein englischer Elefantenjäger aus einem Dickicht heraus wildes Knurren und Pfauen, dem das Gequieke eines Nashorns beigemischt war. Da das dicke Gebüsch keine Aussicht gewährte, so bestiegen er und sein schwarzer Begleiter einen großen Baum, dessen Äste in der gewünschten Richtung weit überhingen. Die Mühe des Kletterns wurde reich belohnt. In einer kleinen Nische von etwa 20 Meter Umfang stand eine Nashornkuh, die in größter Wut den Boden mit ihrem Horn aufwühlte. Etwa fünf Schritte von ihr entfernt standen ein großer Löwe und eine Löwin, die mit halboffenem Rachen, gefletschten Fängen und wilden Blicken die große Gegnerin maßen. Hinter der Nashornkuh lag ein junges Nashorn am Boden, das nur wenige Tage alt sein konnte. Da es vergebens sich bemühte, aufzustehen, war anzunehmen, daß es bereits schwer verwundet sei.

Die Nashornmutter zog sich vorsichtig zu der Stelle zurück, wo ihr Junges lag. Als sie es erreicht hatte, schleuderte sie es mit

einer plötzlichen Seitenbewegung des Kopfes in das schützende Dickicht zur Seite. Ihr Kopf war dabei nur einen Augenblick abgewandt, aber er genügte dem Löwen, der ihr mit einem schnellen Satz auf die Schultern sprang. Als das Nashorn den Kopf zurückwarf und vergebens versuchte, den Löwen abzuschütteln, umging die Löwin beide auf der anderen Seite und sprang auf das Junges zu. Eben wollte sie ihre Krallen in das zarte Fleisch einschlagen, als die Nashornmutter auf die Knie sank und anfang, über die Löwin hinzurollen, wodurch auch der Löwe abgeschüttelt wurde. Der Kopf der Löwin fuhr herum und verbiß sich wütend in der gewaltigen Masse, die sie zu Boden drückte. Als ihre Zähne in die zähe Haut einsanken, sprang die Nashornkuh wieder auf ihre Füße.

Der Löwe griff die Gegnerin von neuem an, allein deren gesenkter Kopf erwartete ihn, und ihr Horn brachte ihm eine breite Wunde bei, die von der Schulter bis zur Weiche reichte. Hätte er sich nicht im letzten Augenblick zur Seite gedreht, so wäre ihm der Bauch vollständig aufgeschlizt worden. Mit einem Gebrüll des Schmerzes und der Wut versuchte der Bemähnte einen neuen Angriff, und zog sich dann auf zehn Schritte Entfernung zurück. Ohne Zeitverlust wandte die Nashornkuh sich der am Boden liegenden Löwin zu, die verzweifelte Anstrengun-



Der Zuckerbäcker kommt. — Die reizende chinesische Straßenszene zeigt den Hausierer bei der Arbeit, wie er Süßigkeiten in allen Gestalten und Formen für das kleine Volk herstellt. (Fides.)

gen machte, um wieder auf die Beine zu kommen. Das Nashorn senkte neuerdings den mächtigen Kopf, und schleuderte die lohgelbe Katzengestalt hoch in die Luft. Die Löwin fiel in einiger Entfernung zu Boden und blieb liegen, schmerzvoll nach Luft schnappend, während ihre Eingeweide da zutage traten, wo das Horn ihrer Gegnerin eingedrungen war. Die Nashornkuh hatte gesiegt, allein ihr tapferer Kampf hatte nicht ihr Kalb retten können, das mit geschlossenen Augen am Boden lag und nur mehr schwach atmete. Der Jäger auf dem Baume nahm den Löwen aufs Korn und schoß ihn nieder. Der plötzliche Knall erschreckte die Nashornkuh, die in den Busch

entfloh. Sie blutete aus mehreren Wunden, schien aber nicht schwer verletzt. Ein weiterer Schuß beendigte die Leiden der Löwin. Der Jäger verließ seinen Ausguck und fand das junge Nashorn auch bereits verendet. Sein Körper wies tiefe Wunden von Löwenfängen und Krallen auf.

Da die Sonne gerade zur Küste ging, verschob der Jäger das Abziehen der Löwenfelle auf den folgenden Morgen. Allein er fand, daß während der Nacht gefräßige Hyänen den Kampfplatz besucht hatten. Das Nashornkalb war vollständig verzehrt, und die Löwenfelle waren so zerrissen, daß sie wertlos erschienen.

## Meine Missionswanderungen.

Von P. Josef Mufar.

### 4. Fortsetzung.

**Sinab ins Unterland.** Wenn man von Waterfal-Boven gegen Osten fährt, gelangt man nach einer halben Stunde ins Unterland. Die Fahrt geht durch eine überaus romantische Gegend. Vorbei an tiefen Abgründen windet sich die Eisenbahn in großen Serpentinien den steilen Berg ins Tal hinab. An einer Stelle läuft die Eisenbahnlinie kerzengerade unter dem oberen Schienenweg; es ergreift einen ein schauer-

liches Gefühl, wenn man in die Tiefe blickt und dann wieder einen anderen Zug 20 bis 30 Meter unmittelbar über sich herkommen sieht. Ich erschrecke bei dem Gedanken, wie leicht da ein Unglück geschehen könnte. So hat sich vor einigen Jahren auf einem der Berge ein mächtiger Felsblock losgelöst und ist nur wenige Schritte vor dem heranbrausenden Zug über das Geleise in die Tiefe gestürzt. Hinter Waterfal-Boven steigt eine halbkreisförmige Felswand in

die Höhe und zieht sich von einer Talseite zur anderen hin. Über diese Felswand ergießt sich von Machadodorp her der Glandsfluß schäumend in die Tiefe. Von der Morgensonne beleuchtet, bietet die Gegend einen herrlichen Anblick. Dieser Wasserfall gab auch den beiden Ortschaften Waterval-Boven und Waterval-Onder ihre Namen.

Der Höhenunterschied von 500 Fuß macht sich auch im Klima fühlbar. Während Waterval-Boven noch im Hochland liegt, gehört Waterval-Onder schon zum Unterland, obwohl die Entfernung nur 6 Kilometer beträgt. Je weiter man nach Osten kommt, desto wärmer wird es. Wir fahren durch ein weites Tal. Den Weg säumen hohe Gebirgsketten, die mit Gras, Busch und einzelnen Bäumen bewachsen sind. Da und dort liegt an den Berghängen ein Kaffernkraal. Bald kommen auch Zitruspflanzungen in Sicht, die gegen Osten immer häufiger und schöner werden.

In Godwan-River steige ich aus, um die Katholiken dort zu besuchen. Die heilige Messe las ich gewöhnlich in einem Privathaus, manchmal aber auch im dortigen Hotel. Bei dieser Gelegenheit kam ich mit einem schwarzen Eisenbahnboy zusammen. Er ist Prediger einer protestantischen Sekte, welche ihren Anhängern das Rauchen und Trinken verbietet. Ob er aber selbst so enthaltam ist, zumal wenn das Kaffernbier die Runde macht, bezweifle ich. Dort lernte ich auch einen anderen schwarzen Burschen kennen, der einen ungewöhnlich harten Schädel haben muß. Als er nämlich einst in den Zug einsteigen wollte, rutschte er am Trittbrett aus und geriet unter den Wagen. Im selben Augenblick setzte sich der Zug in Bewegung und das Rad ging ihm über den Kopf. Alle Zuschauer hielten ihn für tot. Aber da er sich noch rührte, brachte man ihn ins Spital. Dort lag er drei Wochen lang bewußtlos. Schließlich kam er wieder zu sich, besserte sich und ist jetzt wieder vollständig hergestellt. Übrigens gibt es genug andere ähnliche Beispiele von harten Megererschädeln. Nur noch eines will ich anführen. Bei einem Hausbau fiel einem Maurer ein Backstein aus der Hand, einem Schwarzen auf den Kopf und schlug ihm eine tiefe Wunde. Der Meger schaute nur verdutzt nach oben und rief: „Baas, das ist

mein Kopf“; dann wischte er sich das Blut ab, das ihm über die Stirn rann, und arbeitete ruhig weiter.

Von Godwan-River gelangt man in 20 Minuten mit der Bahn nach Glandschoef. In der dortigen Gegend findet man herrliche Farnarten. Im Gestrüpp, das man durchwandern muß, sieht man zuweilen einen Affen scheu davonspringen. Auch zahlreiche Schlangen sind da vertreten, besonders Ringhals und Mamba.

Von Glandschoef führt eine Drahtseilbahn nach Raapse-Hoep zu den Asbestgruben, die dort ausgebeutet werden. Infolge der allgemeinen Wirtschaftskrise wurden auch dort die Arbeiten größtenteils eingestellt.



In einem Waisenhaus in Peking. — Die Darmherzigen Schwestern sind überall die Schutzengel der verlassenen Kinder geworden. . . Auf der Photographie sieht man eine Gruppe von Kindern in einem Waisenhaus von Peking. In Peking allein sind 700 Waisen in den verschiedenen katholischen Instituten untergebracht. In ganz China gibt es etwa 400 katholische Waisenhäuser mit 20.000 Waisen. (Fides.)



Hochzeitspaar aus Korea. — Verge von Kuchen aller Arten und Formen finden sich bei einer koreanischen Hochzeit aufgetürmt. Das Hochzeitszeremoniell erstreckt sich nach hiesiger Sitte auf mehrere Tage. In Wonsan, wo die bayrischen Benediktiner von St. Ottilien apostolisch wirkten, wurde das Bild aufgenommen. Dort, inmitten der Berge, haben die fleißigen Mönche ein großes Zentrum des Benediktinerordens geschaffen. Dazu gehört eine Kirche, die 1600 Personen faßt, wo täglich Choralgesang zu hören ist, ein weitausgedehntes Kloster umgeben von Weizenfeldern Weinbergen, Viehherden. Man sieht sich in die großen europäischen Siedlungen des Ordens zurückversetzt. (Fides.)

**Eine lustige Fahrt.** Als ich eines Tages wieder in Glandschoef weilte, erfuhr ich, daß auf einer großen Zitrusfarm nördlich von Glandschoef einige Katholiken wohnen, die ich bisher nicht kannte. Da ich gerade Gelegenheit hatte, wollte ich sie aufsuchen. Nun fährt aber auf die Farm eine schmalspurige Bahn, eine Art Feldbahn, welche vor Jahren zum Orangentransport gebaut wurde. Zweimal in der Woche wurde auch ein Wagen für Personenverkehr angehängt. An dem Tage, da ich mitfahren wollte, war dies leider nicht der Fall; aber der Kondukteur ließ mich doch einsteigen. Im Zug sieht man nicht viel Personen: Maschinenführer und Kondukteur in einer Person, dann noch drei Schwarze, die beim Auf- und Abladen behilflich sind. Das ist die ganze Bemannung. Ich setzte mich in offenen Transportwagen auf eine leere Kiste. Die Bahnlinie steigt ständig und überquert zahlreiche Bäche. Auf einer Strecke von 15 Kilometern konnte ich neun Brücken zählen. Das Bähnlein wackelte aber manchmal ganz bedenklich, und die Lokomotive schien von Zeit zu Zeit schier umfallen zu wollen. Endlich kamen wir aus den Ber-

gen. Vor uns öffnete sich ein schönes, breites Tal, mit Tausenden von Orangenbäumen bepflanzt. Bei einem großen Magazin machte der Zug halt. Darin war eine große Anzahl Weißer und Schwarzer mit der Sortierung und Verpackung von Orangen beschäftigt.

Am späten Nachmittag mußte ich wieder zurückfahren. Alle Wagen des Zügels waren mit Orangen vollbeladen. Ich suchte, ein Plätzchen für mich ausfindig zu machen, konnte aber keines entdecken. Kurz entschlossen kletterte ich auf einen Wagen, auf dem Säcke mit den saftigen Früchten hoch aufgetürmt lagen. Zuoberst ließ ich mich auf einen Orangensack nieder und nahm Reiterposition ein. Der Zug setzte sich in Bewegung und es ging schnell dem Tale zu. Doch mit der Zeit merkte ich, daß orangengefüllte Säcke nicht eine ideale Sitzgelegenheit seien; denn ich fühlte eine merkwürdige Feuchtigkeit unter mir. Aber ich konnte meinen Platz nicht mehr ändern. So mußte ich aushalten, bis wir wieder in Glandschoef anlangten. Dort sprang ich schnell vom Wagen und eilte, ohne mich umzusehen, meiner Wohnung zu. (Fortsetzung folgt.)

## Umschau.

**Die Zeugen Christi in China.** Nach den Angaben des China-Fahrbuches für 1933 wurden im Reich der Mitte von 1912 bis

1932 insgesamt 47 Missionäre ermordet und 320 gefangengenommen. Hievon waren 9 Bischöfe oder Apostolische Präfecten, 209

Ein Land, wo die Männer in der Kirche die Hüte aufbehalten. — In Europa nehmen die Männer in der Kirche aus Ehrfurcht vor dem heiligen Ort den Hut ab; in Korea hingegen behalten sie ihn, wie unsere Photographie zeigt, aus dem gleichen Grunde auf. — Die neuesten Statistiken weisen einen fühlbaren Fortschritt des Katholizismus in diesem Lande aus. Die Gläubigen erreichen die Zahl von 109.683, die in vier kirchliche Bezirke eingeteilt sind, Seoul und Taikou (Kreidenmission von Paris), Pnyang (Amerikanische Missionäre von Maryknoll) und Wonsan (bayerische Benediktiner von St. Ottilien). (Fides.)



Priester, 28 Mleriker, 9 Laienbrüder, 65 Schwestern. Die Dauer der Gefangenschaft schwankt zwischen einem Tag und mehr als drei Jahren. Unter den Toten zählt man 4 Bischöfe oder Apostolische Präsekten, 39 Priester und Mleriker. Die größte Zahl sowohl an Gefangenen (89) wie auch an Toten (16) entfällt auf die chinesische Weltgeistlichkeit, ein Beweis, daß die einheimischen Priester mit dem gleichen Heldennut wie die europäischen Missionäre ihr Leben und Blut für Christus und die Kirche zu opfern bereit sind.

Was die Gefangenen am schmerzlichsten empfinden, ist die Unmöglichkeit, die heiligen Sakramente zu empfangen. Wir werden in die Zeiten des Urchristentums zurückversetzt, wenn wir beispielsweise hören, wie der gefangene spanische Jesuitenpater Esteban sich freut, daß er nach 16 Monaten zum erstenmal sich wieder mit dem Brot des Lebens stärken konnte, das ihm ein chinesischer Christ heimlich gebracht hatte. In einem Brief an seine Oberrn schreibt er:

„Die Roten verlangen als Lösegeld 20.000 Piafter (zirka 100.000 Franken). Ich erklärte ihnen, die Mission sei nicht imstande, eine solche Summe aufzubringen. Da sie nun darauf bestehen, daß ich an die Mission schreibe, tue ich es. Ich vertraue dabei mehr auf euer Gebet als auf etwas anderes. Gerne trage ich für Christus die Haft. Sie endet, so Gott will, mit der Befreiung, um dem Herrn weiter dienen zu

können, oder mit dem Tod um Christi willen. Es geht mir gut. Danke für Milch und Zucker. Ich habe diese Gaben dem Hospital der Kommunisten überwiesen, um ihren Haß mit Liebe zu vergelten. Ihr billigt hoffentlich das kleine Opfer, wenn auch diese Unglücklichen keinen Begriff von der Feindseligkeit haben. Da ich einmal von diesem Gegenstand predigte, meinte ein Roter, das sei eine Verriicktheit. Wenn diese Armlsten wüßten, wie ich sie und alle Chinesen liebe!“ — Es folgt dann die interessante Nachschrift in Latein, mit Bleistift geschrieben: „Am 5. April habe ich kommuniziert. Deo gratias!“

**Der Katholizismus in Korea.** Der letzte amtliche Jahresbericht der japanischen Regierung gibt die Gesamtbevölkerungszahl bis Ende 1932 mit 19¼ Millionen an. Derselbe Bericht spricht von dem „überragenden“ Einfluß der protestantischen „Missionen“, und nimmt man die zahlenmäßige Statistik, nach der die Presbyterianer und Methodisten allein schon über 200.000 Mitglieder zählen, so mag das stimmen. Dagegen sind die Ziffern für die trotz aller Hindernisse gewaltig vorwärtstrebenden katholischen Missionen viel zu niedrig angegeben.

An der Hand der Angaben der auswärtigen Missionen von Paris (bis Mai 1932) und des Apostolischen Vikariates Wonsan (bis Mai 1933) sind wir in der Lage, für die vier katholischen Missionsprengel die folgende Zusammenstellung zu geben:

Die Apostolische Präsektur Pnyang zählt 9370 Gläubige, das Apostolische Vikariat Seul zählt 54.303 Gläubige, das Apostolische Vikariat Taikou zählt 39.621 Gläubige, das Apostolische Vikariat Wonsan 6389 Gläubige.

Das ergibt für die Katholiken Koreas eine Endsumme von 109.683, während die Regierungstatistik auf nicht ganz 70.000 kommt.

**Fünfzigjähriges Missionsjubiläum der Menzinger Schwestern.** Die Schwestern vom Heiligen Kreuz (Menzingen in der Schweiz), die in vielen Teilen Südafrikas auf dem Missionsfelde arbeiten, feiern in diesem Jahre das goldene Jubiläum ihrer Ankunft.

Die kleine Gruppe von vier Schwestern, die sich im Sommer 1883 in Southampton auf dem englischen Truppenschiff „Arab“ einschiffte, hat sich nun zu einer großen Provinz entwickelt, die 61 Schulen, zwei Spitäler, zwei Waisenhäuser und 21 Armenapotheken betreut.

Nach Verlassen des Schiffes in Port Sanft Johns mußte diese erste Gruppe sechzig Meilen im Ochsenwagen durch Urwald und Steppe nach der damals drei Jahre alten Nie-

derlassung von Umtata zurücklegen. Nicht in der Lage, die Miete für ein richtiges Gebäude zu zahlen, mußten die Schwestern mit einer verfallenen, mit einem Notdach versehenen Hütte vorliebnehmen, die wohl einigermaßen vor der Sonne, nicht aber vor dem Regen schützte. Die Schwestern hielten stand und der Erfolg stellte sich ein: heute lehren sie in 53 Volks- und 8 Mittelschulen. 26 dieser Schulen sind für Schwarze, 14 für Mischlinge und 21 für Weiße. Den Unterricht besuchen mehr als 8400 Kinder: 4000 Schwarze, 3000 Mischlinge und 1400 Weiße.

Die Schwestern sorgten auch für den Nachschub an Missionärinnen, als sie 1930 zwei Institute für die Unterweisung von Postulantinnen errichteten, eines in Bopparad am Rhein, das andere in Belfast (Irland).

**Heidnische Greuel.** Vom Biskariat Marianhill, Südafrika, kommt ein Bericht über eine Greueltat der Medizinmänner, der zeigt, wieviel die Missionäre noch zu kämpfen haben, um die Leute von ihrem Aberglauben zu befreien.

Eines Tages im Mai kam ein kleiner, fünfjähriger Eingeborenenjunge nicht mehr nach Hause zurück. Obgleich lange im ganzen Distrikt nach ihm gesucht wurde, blieb sein Verschwinden unaufgeklärt, bis die Polizei durch beharrliche Nachforschungen in Erfahrung brachte, daß der Junge von einem Medizinmann verschleppt worden sei. Der Mann war mit einem Sack auf dem Rücken gesehen worden, aus dem schwache Angst- und Schmerzensrufe erklangen; einige Neger hatten in den Sack geschaut und das Kind gesehen. Aber keiner wird es wagen, einen Medizinmann anzuhalten. Einige Zeit danach wurde der Leichnam an einer einsamen Stelle in den Drakensbergen gefunden. Eine Hand und ein Ohr waren dem Kinde bei lebendigem Leibe abgeschnitten worden, um daraus Medizin zu bereiten; einige andere Organe fehlten an dem Leichnam, und die Kehle war von einem Ohr zum anderen aufgeschnitten.

Kürzlich wurden ein Swaziland-Häuptling, seine Mutter, sein Weib und zwei Helfer von einem besonderen, aus Europäern zusammengesetzten Gericht für eine ähnliche Tat zum Tode verurteilt. Sie hatten ein kleines, zweijähriges Mädchen aus einem christlichen Heim geraubt, ihm das Genick gebrochen, die Hände, Augenlider und Zunge abgeschnitten und das Blut in einem Topf gesammelt, um Medizin daraus zu bereiten.



**Die Maori.** — Die Maori sind Ureinwohner Neuseelands, ein ehemals kriegerischer Stamm, der auch durch seine merkwürdigen Gebräuche auffiel. Sie drückten ihre Zuneigung durch Weiben an der Nase aus. Heutzutage sind die Gebräuche und Landesitten von ehemals fast restlos verschwunden: sie sind „anglizisiert“. Einer der dort tätigen Maristenmissionäre hat uns das Bild zugesandt. (Fides.)

Christentum und Zivilisation haben die meisten Teile Natal's durchdrungen, aber es bleibt noch viel zu tun, bis das Volk vom Alp der Medizinmänner befreit sein wird. Jedes Jahr verschwinden Eingeborene verschiedenen Alters, und nur gelegentlich ist es möglich, wie in diesen beiden Fällen, Licht in das dunkle Treiben zu bringen.

Ein tragischer Fall von Kinderselbstmord kam neulich durch eine Verhandlung des Obersten Gerichtshofes der Kolonie Kenya in Nakuru an die Öffentlichkeit. Der Fall beweist aufs neue, welsch tiefe Wurzeln Aberglaube und Irrglaube unter den heidnischen Eingeborenen geschlagen und welsch schweren Stand die Missionäre diesen gegenüber haben.

Zwei Hüturbuben von 14 Jahren vernühten sich bei ihrer Herde mit Stockspewerfen. Ein solcher Holzspew prallte von einem Baume ab und traf im Zurückschnellen den einen Hirtenjungen hinter dem Ohr. Die Wunde führte nach vier Tagen den Tod des Getroffenen herbei. Der unglückliche Schütze mußte fliehen. An eine Rückkehr war nicht zu denken, bis der Ältestenrat des Stammes die Höhe des Blutgeldes festgesetzt hatte. Da der Knabe kein Geld hatte, wurde ihm Selbstmord durch Erhängen anbefohlen. Trotz seiner Weigerung bestand man darauf. Acht Älteste schleppten den armen Jungen zu einem Baume. Dort mußte er einen Strich um den Hals legen, auf den Baum klettern, ein Seilende an einem Ast befestigen und herabspringen. Es war der Todesprung des Knaben. — Die Ältesten wurden vom Gericht zu zwei- bis dreijähriger Zwangsarbeit verurteilt.

**Leopardenfang im Sudan.** Leoparden sind in Okaru keine Seltenheit. Sie spielen sich dort, zum schweren Kummer der Mission, ein bißchen als die Herren auf. Den Missionären sind die Gewohnheiten dieser Raubtiere bekannt; sie fürchten für die Sicherheit der ihre Schulen besuchenden Jugend. Schon sechs hatten sie ohne große Schwierigkeiten in einer Falle gefangen, der siebente aber gab ihnen eine schwere Aufgabe zu lösen. Seit etlichen Tagen strich er spät abends um die Missionsstation und hatte den Hühnerhof im Auge. Eines Nachts durchbrach er die Türe und zerriß 26 Hühner. Die Türe wird verstärkt, aber er kommt wieder, reißt



Trommeln aus Affenhaut. — Die Indianer von Ecuador verfertigen ihre Trommeln aus Affenhaut. Unser Bild stammt aus dem Apostolischen Vikariat Napo (Ecuador), wo die Missionäre vom hl. Joseph (aus Turin) die Mission in Händen haben. In ihrer 11jährigen Tätigkeit haben sie sich die Liebe und Achtung des Volkes errungen, vor allem auch durch ihre weitgehende soziale Wirksamkeit. Der Stadt Tena haben sie elektrisches Licht gebracht, indem sie eine Turbine aufstellten und die Wasserkraft durch Anlage eines Kanales ausnützten. Den Bewohnern von Archidona haben sie durch Anlage einer Wasserleitung gesundes Trinkwasser besorgt. (Sides.)

mit seinen starken Krallen das dicke Drahtgitter vom Fenster und bringt drei Trutzhühner und weitere Hennen um. Ein anderes Mal mütet er unter dem Geflügel des Seminars, ja, er bricht sogar in das Refektorium ein und stiehlt dort ein mächtiges Stück getrockneter Antilope, das für das Mahl der Seminaristen bestimmt war.

Jeden Tag wird die Fallgrube mit einem Zicklein als Köder versehen, aber offenbar gefallen ihm die Hühner besser, und das Zicklein bleibt unberührt. Es mußte ein anderes Mittel gefunden werden. An der Seite des Hühnerstalles wurde ein geladenes

Gewehr angebracht und vor den Lauf ein totes Huhn gelegt, das durch eine Schnur mit dem Abzugshahn verbunden war. Es war gegen zehn Uhr nachts, als ein Gewehrschuß ertönte, der alle aufscheuchte. Man glaubte, den Leoparden in Todeszuckungen vorzufinden, sah ihn aber statt dessen in drohender Haltung dastehen. Alle zogen sich vorsichtigerweise zurück; am nächsten Morgen wurde er nicht mehr gesehen. Eine

große Blutlache zeigte jedoch, daß die Verwundung recht schwer, wenn nicht gar tödlich gewesen sein mußte. Aber erst nach vierzehn Tagen ließ er sich, vielleicht vom Hunger erschöpft, durch das Zicklein in die Falle locken und blieb tot darin. Der Gewehrschuß hatte ihm fast den ganzen Kiefer weggerissen und etliche Zähne eingeschlagen. Es ist rätselhaft, wie das Tier in diesem Zustand noch vierzehn Tage leben konnte.

## Der Fischer von Karange.\*

Von Josef Albert Otto, S. J.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

In Daringos Brust erwachte der Leopard und gierte lechzend nach dem Blute des Mörders. Schon reckte er die Raubtierglieder zum Todesprunge. — „Schlag das Mädchen tot!“ hatte er gesagt. Daringo sah den mörderischen Stahl in seiner Mutter Brust dringen. Und wo ist der Vater, den er noch nicht wiedergefunden hatte? Des Knaben wildbunte Augen flackerten in leidenschaftlichem Feuer. Alte Wunden brachen brennend auf. Brandende Wogen peitschten mit Sturmesmut die gemarterte Seele.

„Verzeihe! Verzeihe! Siehe, was ich für dich litt!“ bat das Kreuz auf dem Hügel.

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ schluchzte der gequälte Knabe.

„Und mein Lieben war umsonst?“ flehte das Kreuz.

„Es ist zu schwer, zu schwer!“

„Mein Leiden und Bluten kann deinen Rachedurst nicht stillen?“

„Halt ein! Halt ein! — Bedenke, es ist der Mörder meiner Mutter, meiner Schwester!“

„Daringo! Bruder! Freund! Liebste du mich nicht?“

„Doch, Herr!“

„Liebst du mich mehr als Mutter und Schwester, mich, deinen liebegekreuzigten Heiland? Daringo, Bruder, sprich!“

„Herr, hilf, hilf! Töte das wilde Tier in meiner Brust!“

Mit verzweifelnder Inbrunst umklammert der Armste das Kreuz auf dem Hügel und preßte die fiebernde Stirn an das rettende Holz.

Liebe rang mit Liebe. Heidenliebe mit Christenliebe. Rache mit Verzeihung.

Daringo sprang auf, rannte den Hügel hinunter, stürmte ins Zimmer, riß einen Dolch aus dem Gewande und schleuderte ihn flirrend vor die Füße des Paters.

„Vater! Vater! Hier der Dolch! Den wollte ich in das Herz des Arabers bohren! Es ist Bumboma, der Mörder! Nimm das Eisen fort und beschütze dein Kind, damit es nicht zum Verbrecher werde!“ Dann brach er zusammen.

Ergriffen hob Pater Franz seinen Schützling vom Boden auf und schloß den Bitternden in seine Arme.

„Daringo!“

### 9. Daringos Rache.

Jahre vergingen. Längst war Pater Franz nach Bagamoyo zurückgekehrt und hatte dem Pater Augustin etwa zwanzig christliche Negerfamilien geschildert.

Die Station vom Heiligen Kreuz bei Tunungu war vollendet. Sie glich von außen einer kleinen Festung. Über den Rubu führte ein schmaler Pfad zum Fuße des steil abfallenden Hügels und schlängelte sich in vielen Windungen empor. Ein breiter Graben und dahinter eine Mauer mit Schießscharten umschlossen die Station. Eine zweite, etwas höhere Mauer bildete die innere Verteidigungslinie. Zwei Tore, beide mit Zugbrücken, führten in die kleine Festung.

Pater Franz und Pater Augustin wußten wohl, warum sie einen solchen kriegerischen Aufwand machten. Die Leute der Wakami waren friedlich, aber die Masitti, die weiter südlich wohnten, galten weit und breit als

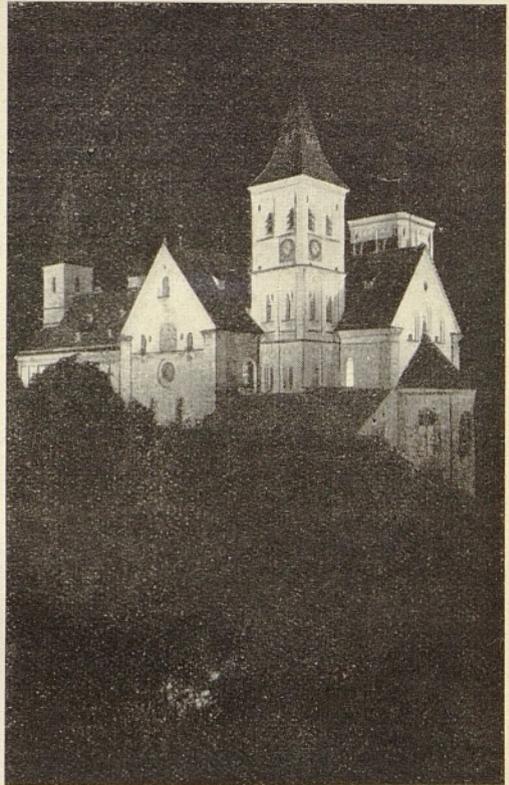
\* Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

das gefürchtetste Räuberwolf. Unhörbar und glatt wie die Schlangen glitten sie durch die Steppen und plünderten und brannten nieder, was ihnen in den Weg kam. So bot die befestigte Missionsstation einen vorzüglichen Zufluchtsort für die flüchtenden Bewohner der Nachbarschaft.

Die Mission entfaltete sich herrlich. In hellen Scharen kamen die Neger zum Gotteshaus. Freundlich nahm man die Christenfamilien von Bagamoyo auf, die überall im Umkreis von mehreren Stunden angesiedelt wurden. Fiel ein Flintenschuß, so wußte Pater Augustin, daß ein Christ geschossen hatte, um ihn zu einem Sterbenden zu rufen. Daringo leistete als Katechist gute Dienste und verstand es, das Herz der Dorfjugend zu erobern. Die Kapelle wurde bald zu klein. Eine neue wurde gebaut. Christen und Heiden halfen. Jeden Samstag schickte Pater Augustin Boten ins Land, um den Sonntag auszurufen. Die Schwarzen waren zwar sehr eifrig im Besuch des Gottesdienstes, konnten aber die Wochentage nicht unterscheiden. Besondere Freude hatten die Wakami an ihren Kindern, die bei Pater Augustin und Daringo lesen und schreiben lernten. Kujagira war ein mächtiger König, aber die Kunst des Lesens und Schreibens verstand er nicht. Stolz erhoben die Väter ihr Haupt, deren Kinder hierin über dem Häuptling standen.

Friede und Eintracht herrschten im Lande. Im Schatten des Kreuzes blühte eine herrliche Christengemeinde heran. Da brachte eines Tages ein Christ schlimme Kunde ins Haus. Die Araber hatten sich gegen die Deutschen empört. Fast alle Häuptlinge in der Nähe der Küste schlossen sich ihnen an. Ein gewisser Buschiri war die Seele des Aufstandes. Alles flüchtete vor seinen Truppen. Die Stadt Bagamoyo lag verödet. Die meisten Bewohner, wohl an die 5000, fanden Zuflucht auf der Missionsstation. Buschiri ließ die Station in Ruhe, und ungestört konnten die Patres und Schwestern den Flüchtlingen das Brot des Leibes und der Seele brechen.

Deutsche Kolonialtruppen unter Major von Wiffmann und Baron von Gravenreuth nahmen siegreich den Kampf auf. Gravenreuth lagerte mit 300 Mann in Dar-es-Salam, und Wiffmann zog nord-



Die Stiftskirche zu Ellwangen. — Vom 22. bis 25. Juli wurde das 700jährige Jubiläum der Ellwanger Stiftskirche feierlichst begangen. Unser Bild zeigt das herrliche Münster in der abendlichen Scheinwerferbeleuchtung. (Photo Zirkst.)

wärts der Küste entlang, dem ausweichenden Buschiri nach.

Auch in Tunungu rüstete man sich. Denn die Masitti waren zu den Aufständischen übergegangen, aufgehetzt von Bumboma, und machten die Gegend unsicher. Von Tag zu Tag trafen neue Unglücksnachrichten bei Pater Augustin ein. Hier hatten die Masitti ein Dorf angezündet, dort die Frauen entführt, die sie bei der Feldarbeit überraschten. Immer drohender zogen sich die Kriegswolken zusammen. Und endlich brach das Wetter los.

Es war an einem Freitag. Da kamen einige christliche Masitti müde und abgehetzt auf die Station. „Radio, unser Häuptling, hat allen Weißen und ihren Freunden den Tod geschworen. Auch uns wollte er töten lassen. Darum sind wir zu euch geflohen.“

Und sie erzählten, was sie vor einigen Tagen erlebt hatten. Nadios einziger Sohn war erschossen worden, als er in dem Gefechte bei Nambo den Baron von Gravenreuth mit seiner Lanze durchbohren wollte. Nadio raste vor Schmerz und trommelte alle Zauberer seines Landes zusammen. Sie sollten seinen Sohn wieder lebendig machen. Einer bot seine Künste an. Die Zeit verstrich. Der Sohn kehrte nicht wieder. Da ließ Nadio den Zauberer kommen, stieß ihm die Lanze durch die Brust und schnitt die Zunge aus dem noch zuckenden Körper, dann eilte er auf einen Felsen und rief voll Zorn und Schmerz zu den Bergen hinauf: „Geister, die ihr in den Höhen

wohnt, wohin kein Sterblicher kommt, nehmet dieses Opfer des Betrügers. Und das sei mein Schwur: ich will den Tod meines Sohnes rächen im Blute der Weißen. Auf zu den Waffen!“

Furchtbar rollte der Schlachtruf Tausender von Kriegeren durch die Schluchten der Uruguruberge, furchtbar das Gedröhn der Kriegstrommeln. Hundertfach brach sich das Echo an den Felsen und Klippen des Gebirges.

Als die Leute die Erzählung vollendet hatten, schickte Pater Augustin noch am selben Abend Boten in die umliegenden Dörfer. Scharenweise strömten die Neger herbei. Pater Augustin verteilt Waffen und sprach den Flüchtlingen Mut zu. Jeden Tag kamen neue Scharen und berichteten von den Greuelthaten der Masitti. Rauchwolken von brennenden Dörfern lagerten am Himmel, und nachts kündete eine rote Blut die Nähe der Feinde. Der Kreis der Belagerer wurde enger und enger. Später durchstreiften die Gegend bis zu den Toren der Mission.

Waffen und Munition besaß die Station reichlich. Die Gewehre waren den Lanzen der Masitti überlegen. Leider hatten die zahllosen Flüchtlinge wenig Nahrungsmittel mitgebracht, und eine Hungersnot schien unausbleiblich. Mit Schrecken sah Pater Augustin der Zukunft entgegen. Aber Daringo, zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen, hatte einen verwegenen Plan ausgedacht: „Pater, ich hole Hilfe von Dar-es-Salam.“

Pater Augustin zögerte erst. Er fürchtete für das Leben des mutigen Jünglings, der auf dem Wege sicher von den Masitti gefangen und getötet würde.

„Nein, Pater“, entgegnete Daringo auf alle Einwendungen des Paters. „Ich kenne die Gegend genau auf Stundenweite und weiß geheime Bergpfade, wo mich kein Masitti erwischen wird.“

Pater Augustin gab schließlich nach. Es mußte alles versucht werden. Das Leben von Tausenden stand auf dem Spiele.

Daringo steckte ein Messer in den Gurt, hing eine Tasche mit Reiskörnern und eine Flasche mit Wasser um den Hals und bat den Pater um den Segen. Beim Einbruch der Nacht verließ er die Station, und der



R P Philippus Jeningen per annos omnino 23 maximo ubique cum Ammarum fructu, & Sanctitatis exemplo Missionarius, multa praedixit, plura ab haereticis persequens nunquam Deum deliberate offendit: Basilicam in Monte venusto evieit uti in vita, ita post mortem in omnes beneficis obiit sanctissime Elvacj a Feb. 1704 Aet. 62.

Pater Philipp Jeningen S. J., dessen Grab sich in der Stiftskirche zu Ellwangen befindet, wirkte als Volksmissionär durch 23 Jahre in der gefährtesten Propstei Ellwangen. Er starb am 8. Februar 1704. Das Vertrauen auf die Macht seiner Fürbitte wächst ständig im Volke. Sein Seligsprechungsprozeß ist eingeleitet. (Photo Zirlit.)

Morgen war noch nicht angebrochen, da hatte er schon die gefährvolle Linie der Masitti im Rücken. Eilig schritt er voran. Nichts hielt ihn auf. Es war Trockenzeit, und kein Wölkchen am brennenden Himmel ließ ein Tröpflein Wasser erhoffen. Das Gras der Steppe war spröde und tot, die dornigen Krüppelbüsche öde und lahl. Daringos Wasserflasche enthielt nur noch einige Schluck. Die mußte er sich für die äußerste Not aufsparen. Mehr als einmal setzte er die Flasche schon an den Mund, immer aber ließ er die Hand wieder sinken: „Mein, es geht noch! Wer weiß, ob ich morgen Wasser finde!“ Am Abend legte sich Daringo, ohne getrunken zu haben, unter einem Busche zur Ruhe, konnte aber vor Durst kaum ein Auge schließen. Die Nacht brachte keine Linderung, keinen feuchten Tau für den verschmachtenden Boden. Glühend und stechend zog am andern Morgen die Sonne herauf über die lechzende Steppe und verkündete dem mutigen Wanderer einen schweren Tag.

„Vorant!“ dachte Daringo. „Es gilt das Leben meiner Brüder in Tunungu!“

Wie er so ging und sich Mut und Kraft einredete, traf er plötzlich auf menschliche Fußspuren, die sich im nahen Gehölz verließen. Die Spuren wurden häufiger. Felsen lagen umher, dort ein Messer, hier eine Kette, und da . . . „O Gott, was ist das?“ Daringo stockte der Atem. Verstummelte Negerleichen von Männern, Frauen und Kindern lagen im Sande mit durchschnittenen Kehlen. Das Gras am Boden war zerstampft, das Gebüsch zerbrochen. Ein Kampf mußte stattgefunden haben, und zwar mit einer Sklaventrawane; denn den Leichen waren die Hände geknebelt und die Hälse an lange Stricke gebunden. Unfern lag ein Neger in der Uniform der deutschen Kolonialtruppen. Jetzt verstand Daringo das Geschehene. Eine Abteilung Soldaten hat die Karawane gestellt. Ein Gefecht entstand. Die Araber durchschnitten nach altem Brauch den Schwachen und Kranken die Kehle, um auf der Flucht nicht behindert zu sein. Die Gesunden trieben sie mit sich fort. Welchen Ausgang das Gefecht gehabt hatte, konnte Daringo nicht sehen. Aber auf jeden Fall mußten Gravenreuths Truppen in der Nähe sein.



Auf Betreiben des Pater Zenigen wurde auch die vielbesuchte Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen erbaut. Unser Bild zeigt den Gnadenaltar. (Photo Zirlitz, Ellwangen.)

Doch halt! Klang da nicht ein leises Wimmern? Daringo schaute und sah ein Negermädchen am Boden liegen. „Genau wie Dessalo“, dachte er, kniete sich neben das Mädchen und hob ihren Oberkörper ein wenig empor. Rettung war nicht mehr möglich, das merkte er bald. „Mein Gott! Welch blutige Striemen hat die Peitsche in den zarten Körper gerissen! Arme Kleine, du hast auch einmal wie mein Schwesterlein mit Perlen und Ringen gespielt, bis dich die Araber entführten. O, diese Araber! Diese Geißel unseres Volkes!“ Heiß wallte dem Jüngling das Blut. Alte Erinnerungen standen wieder in seiner Seele, düstere Gestalten, die zur Rache lockten. Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: „Das Mädchen ist Heidin. Ich werde sie taufen!“

Schon zog er die Flasche hervor. „Aber nein! Ich darf nicht! Ich darf den letzten Tropfen nicht verschütten, sonst bin ich verloren.“

Er schaute in die Flasche. Es waren noch zwei hohle Hände voll Wasser darin. Sollte er teilen? Zwischen sich und dem Mädchen, das seiner Schwester so ähnlich sah? Das Kind zitterte in seinen Armen. Es war keine Zeit zu verlieren.

„Das Leben ihrer Seele wird der Tod meines Leibes sein“, dachte Daringo. „Aber gut! Wie glücklich würde ich sein, wenn damals jemand den letzten Trank mit meinem sterbenden Schwesterlein geteilt hätte!“

Schnell öffnete er die Flasche, schüttete behutsam etwas Wasser in die hohle Hand und goß es in Kreuzesform über das Haupt der Kleinen: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Das Kind schlug die Augen auf und lächelte. — Ein leises Köcheln, ein letztes Zucken, und ein Engel, leuchtend weiß wie der Schnee des Kibo in seiner Heimat, stieg aus der Steppe des Todes in den Himmel hinauf.

„Madschi, Madschi!“ — „Wasser, Wasser!“ stöhnte jemand aus dem nahen Gebüsch. Daringo schrak zusammen. „Noch ein Unglücklicher?“ Sanft ließ er den abgehärmten Leib der kleinen Toten in den weichen Sand gleiten. „Ach, wärest du Daffalo! Dann wäre meine Schwester jetzt ein Englein!“

„Madschi, Madschi!“ ächzte dieselbe Stimme wieder.

Noch einmal fuhr Daringo mit zärtlicher Hand über den schwarzen Lockenkopf der Kleinen. Dann stand er auf, den Hilferufenden zu suchen. Hastig brach er die Zweige des Dornestrüpps auseinander, aus dem das Rufen gekommen war . . . O Grauen! . . . Narrte ihn sein Auge? . . . Wie versteinert hielt er inne und starrte in das narbendurchfurchte Gesicht — Bumbomas!

Über und über waren Kleid und Bart mit Blut besudelt, das unter dem Turban emporgequollen war.

„Madschi, Madschi!“ Ein tiefer Seufzer hob die Brust des Arabers.

„Das ist die Rache Gottes!“ Wilde Gefühle jagten durch des Jünglings Herz. Sollte er dem Mörder seiner Schwester und dieses kleinen Mädchens den Gnadenstof geben? Sollte er dem Verschmachtenden das kühle Wasser vor Augen halten, um ihn noch mehr zu peinigen? Sollte er dem Verruchten in die Ohren schreien: „Meine Mutter hast du gemordet. Meine Schwester den Hyänen zum Fraß gegeben. Ich bin Daringo, Bumbos Sohn! Kennst du mich? Ha, jetzt werde ich lachen und vor deinen lechzenden Augen selber das Wasser trinken!“ Sollte er das dem Rotbart in die Ohren schreien? Sollte er —, daß dem Menschenjäger die Mörderseele widerhallte und das Echo in der Ewigkeit seiner Hölle nicht verklang? Ja, sollte er die Rache Gottes beschleunigen und dem Araber das breite Messer aus der verkrampten Hand reißen, um ihm die Kehle . . .

„O Jesus, Jesus! Nein, nein! Tausendmal nein!“ schrie Daringo auf. Bumboma zuckte zusammen, öffnete die blutunterlaufenen Augen und starrte mit irrem Blick den Jüngling an: „Madschi, Madschi!“

„O Jesus, gib mir Kraft!“ hauchte Daringo und hob den Kopf des Sterbenden ein wenig, um ihm den letzten Schluck Wasser einzulösen. Gierig umklammerte der Araber die Flasche und trank sie leer bis zum allerletzten Tröpflein.

„Selim, wo hast du dein Messer?“ ächzte Bumboma, dem Blutverlust und Durst den Verstand genommen. „Nein, nicht mir! Allah, Allah! Nicht mir! . . . Ha, so ist's recht! Die Kehlen der Sklaven! Schneid' tüchtig zu! . . . Ha, was die schwarzen Teufel für Grimassen schneiden! . . . Nun werden die Weißen uns nicht einholen.“

Daringo schauderte. Noch im Wahnsinn fieberte der Unglückliche von seiner letzten Schandtat. Unsagbares Mitleid überkam den Jüngling, und aus seinem Herzen stiegen heiße Gebete über die sich sträubenden Lippen: „Vater, verzeih ihm! Denn er wußte nicht, was er tat!“

Das war Daringos Rache.

(Fortsetzung folgt.)